

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 3 (1899)
Heft: 23

Artikel: Im Wannenschluchthäuschen
Autor: Joachim, Joseph
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-575732>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Im Wannenschluchthäuschen.

Dorferzählung von Joseph Joachim, Kestenholz.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

SDer Wannenklaus-Baschi¹⁾, so lautete gemeinhin sein Dorfname.

Eigentlich wohnte er nicht einmal im Dorf selbst, sondern hoch droben in einer „die Wanne“ genannten Bergschlucht, wo an einen aus dem Boden hervorragenden mächtigen Felsblock gelehnt sein Häuschen stand, das ebenso gut eine Hütte genannt werden durfte. Davor ein eingezäuntes Krautgärtlein, auf der Westseite ein paar krüppelige Obstbäume, die weit mehr des Schutzes gegen Wind und Wetter, als des sonstigen Ertrages wegen dorthin gepflanzt worden sein mochten. An Sonnenschein fehlte es dem am Südabhang des Berges gelegenen kleinen Anwesen nicht, und ebensowenig dessen Bewohnern an dem notwendigen Quellwasser, das frisch und klar aus einer Felsenpalte hervorsprudelte. Der wilde Bergbach, welcher unweit davon in tiefem felsigen Bette sich rauschend und tosend zu Thal stürzte, sorgte für unentgeltliche Musik Tag und Nacht.

Freilich gab es der Leute genug drunter im Dorfe, welche der Meinung waren: Wie mag dort droben in dem einsamen, unwirtlichen Krachen, wo Fuchs und Hase einander Gutnacht sagen, ein gesitteter Mensch nur wohnen!

Unser Wannenklaus-Baschi dachte anders. In dem Häuschen war er geboren worden und in Fried- und Genügsamkeit aufgewachsen. Dieser Umstand genügte vollkommen, um ihm das kleine luftige Heimwesen lieb zu machen, so lieb, daß er dasselbe kaum an ein bedeutend wertvollereres, drunter im dumpfen Thale gelegenes, vertauscht haben würde.

Eigentlich war das viele Denken und Grübeln niemals seine Sache gewesen. Er hatte von jeher als ein

ziemlich beschränkter Kopf gegolten, und lieber als in die Schule, war er als Knabe schon mit seinem Vater in den Wald gegangen, um ihm Kienholz sammeln zu helfen, aus welchem alsdann Schuster- und Schmiedepech gewonnen wurde. Und nach dem frühzeitig erfolgten Tode des alten Pechbrenners setzte der junge das Handwerk eifrig und fleißig fort. Ein mühevollés Gewerbe zwar, so tagelang bei „Wüst und Schön“ und mit einem Stück harten Brotes in der Tasche durch die Wälder zu streifen, die alten föhrenen Wurzelstöcke aufzusuchen, mit der Axt den harten, glänzenden Kien herauszuhecken und abends sodann die schwere Last, in einen Sack gepackt, oft stundenweit nach Hause zu schleppen. Doch was frug der ebenso baumstarke als abgehärtete junge Mann der schweren Arbeit, was den Strapazen, Wind und Wetter nach?

Auch reichte das tägliche Verdienstlein ja vollkommen hin, um sich und sein Mütterchen, bei ihrer großen Bedürfnislosigkeit, redlich zu ernähren und sogar dann und wann noch ein Kreuzlein beiseite zu legen — was konnte er sich mehr wünschen?

Des Tages über arbeiten gleich einem Rosse, zur Nachtszeit schlafen wie ein Gott, des Sonntags in die Kirche, und von Zeit zu Zeit, behufs Verwertung seines Fabrikates, den seinem „Hause“ von jeher treu ergebenen Kunden nachgehen, so verging ihm ein Jährlein um das andere. Und er dachte, so werde es fortgehen immerdar.

Allein eines Morgens klagte sein Mütterchen über zunehmenden heftigen Gliedschmerz, welcher ihr kaum gestattete, das einfache Frühstück zu bereiten. Und sie sagte: „Ich fühl' es wohl, es geht mit mir mehr und mehr bergab dem Friedhofe zu . . . Du wirst daher

1) Sebastian.

gut thun, Baschi, dich nach einem Frauchen umzusehen ... Du lugst mich so groß und verwundert an, als hätt' ich da weiß was für Unsinn geschwätz ... Und doch wirst du am künftigen Sankt Jörgentag dein Siebenundzwanzigstes zurückgelegt haben; und bei den Jahren ist es gewiß schon keine Sünde mehr, an ein Mädchen zu denken. Freilich an ein vermögliches und stolzes wirst dich nicht wagen dürfen, sondern dich mit einem mindern begnügen müssen, wenn's nur schaffig¹⁾, häuslich, frein und brav ist ... Hast du dir denn noch gar keines ins Aug' gefaßt?" forschte sie.

Der große, gewaltige Knabe schüttelte verneinend den Kopf. Er hatte ans Freien, oder gar ans Heiraten, noch niemals den Gedanken gehabt, ja den Umgang mit Mädchen bislang des ängstlichsten gemieden, was ihm von jenen selbst schon manchen Spott eingebracht. Die Dorfmädchen erschienen ihm überhaupt als so ausgelassen, neckisch und spottlüchtig. Und ähnlich, seufzte er, wird es sich mit allen andern verhalten ...

„Denke darüber nach!" hatte ihn die Mutter freundlich ermahnt.

Und er dachte mühsam darüber nach, den ganzen stürmischen Apriltag, den er an der Pechpfanne sijend zubrachte, dabei ließ er einmal, ob all dem ungewohnten Sinnen und Grübeln beinahe die schwarze, stinkende Brühe übersiedeln. Und erst nachts im Bette — das erstmal in seinem Leben widerfuhr ihm eine schlaflose Nacht; daran war die harte Aufgabe schuld, die ihm seitens seiner Mutter war gestellt worden, das Heiraten. Er ließ die sämtlichen Dorfmädchen, von welchen allenfalls eine Erhörung zu erwarten, vor seinem geistigen Auge Revue passieren. Er konnte an keinem den besondern Gefallen finden, an gar keinem ... Endlich, nachdem er sich auf seinem Lager zum dreizehnten Male unruhig umgewendet hatte, kam es ihm in Sinn: Jenes Mädchen dort zu Scheltigheim ... Und er erzählte es des folgenden Morgens seiner Mutter: „Als ich vorige Woche mit Pech hausieren ging und plötzlich von dem grausigen Unwetter überfallen wurde, flüchtete ich mich, zu Scheltigheim angekommen, beim ersten besten Hause unter Dach. Es war ein großes Bauernhaus, und im Scheunenschuppen am Brunnen war das Dienstmädchen mit Geschirrsegen beschäftigt; ein nicht mehr ganz junges Mädchen und auch nicht das schönst, denn sein Gesicht war mit Blattertupfen²⁾ übersät. Aber es hat gar fleißig und begann mit mir freundlich zu schwatzen über dies und das, und alles was es sagte, däuchte mir so überaus — wie soll ich sagen? — so gescheit und verständig. Und so gar nicht stolz... Erzählte mir sogar, daß es bereits an die zehn Jahr' in demselben Dienst stand und nun, da die Meistersleut gestorben und der Hof an andere übergegangen sei, sich nach einem andern

Platz umschauen gehen müsse, denn seine Eltern seien ebenfalls tot schon seit Jahren. Wie gesagt, das Mädchen ist nicht mehr ganz jung und auch nicht das aller schönst — und doch — ich glaub' — wenn es mich nehmen möcht' — mit diesem wollt' ich's schon wagen ... Aber es wird sich wohl bedenken wollen!" fügte er zaghaft hinzu.

„Gi," meinte die Mutter, „das ist ja bloß um das Anfragen zu thun! 's wird auch keine Prinzessin sein, sonst wäre sie nicht dienen gegangen. Vielleicht ist sie, die stellenlose Dienstmagd, just zum Heiraten reif geworden. Nur darfst du die gute Gelegenheit nicht verpassen — begreifst du?"

Der Baschi krauste sich verlegen in den Haaren und bemerkte kleinlaut: „Mir wär's sehr recht — sehr lieb — wenn Ihr, Mutter, statt meiner hingehen wolltet ..."

Da rief die Alte lebhaft: „Nun machst du mich aber trotz meinen Schmerzen fast lachen! Nein, Büblein, da wird nichts draus — der weite Weg — meine armen Beine! Und was würde das Mädchen von dir halten? Du mußt halt selbst hingehen gleich morgens, und zuvor dich ordentlich rasieren und dir die Händ' mit Seife von den Harz- und Pechflecken säuberlich reinigen und den Heiligtumstaat anziehen, und — der Winter ist ja längst vorüber — dir das lange Haar aus dem Nacken schneiden lassen; und — es wird in jenem Scheltigheim wohl auch ein Wirtshaus sein — einen Schoppen Wein trinken oder zwei, damit du Courage kriegst, und als dann das Mädchen herhaft anfragen gehen — gehört? Hast verwichnen Tag des Schallhofers wilden Weidstier bei den Hörnern gepackt und zum Stehen gebracht, so daß sich alle Leute drob verwunderten, und vor ein Mädchen hinzutreten solltest dich fürchten?"

„Ach das ist ganz 'was anders, Heikleres!" seufzte er in sich hinein.

„Ich will derweil zum lieben Gott beten, damit er dir beisteh' und du nicht etwa einen Mißgriff thust," schloß Mütterchen fromm ...

Unser so zaghaft zu Werke gehender Brautwerber fand die unverhoffte Erhörung.

Das alleinstehende ältere Mädchen folgte dem Pechbrenner als Weibchen willig in den entlegenen Bergkrachen hinauf, der Jungheimann lächelte fast unaufförmlich vor lauter Glück und Wonne.

Und als eines Tages der Ortspfarrer die fränke Mutter besuchen kam, sagte diese bewegt: „Nun, da ich mein Büble so trefflich versorgt weiß, hoffentlich für seine ganze Lebenszeit, sterb' ich gern' ... Ihr könnt's gar nicht glauben, Herr Pfarrer, welch ein arbeitsam und geschickt Weibsvolk das ist, diese unsre junge Frau! Und dabei so manierlich und friedsam und verständig; und so gut auch gegen mich. Ich sag' Euch, mein Sohn

¹⁾ arbeitsam. ²⁾ Pockennarben.

hat aus dem Glückshäuselein das große Los gezogen. Auch ist sie nicht etwa, wie zu vermuten gewesen, mit leeren Händen anher gekommen. Ihr solltet die Menge währschafter Kleider und Linnen sehen, die sie mitgebracht, und außerdem noch ein ansehnlich Sparkassenbüchlein — denkt Euch, Herr Pfarrer! —

Zwei Jahre waren seit der Verehelichung Baschis und dem Tode seiner Mutter verflossen. Während dieser Zeit hatten droben in der Wannenschlucht verschiedene erwähnenswerte Veränderungen stattgefunden: eine nahe vorbeiführende aussichtsreiche Kunststraße war vom Staate über den Berg gebaut worden, Baschis Wohnhäuschen hatte nach dem allzeit maßgebenden Wunsche der Frau Annmarei als Anhängsel ein kleines neues Scheunenwerk, und das zugehörige Erdreich durch Ankauf eines Stücks Wiesland eine sehr wesentliche Vergrößerung erhalten, so daß neben Baschis täglichem Verdienste auch noch ein wenig dem Hauswesen sehr zu statten kommende Landwirtschaft und Vieh-, resp. Geizenzucht betrieben werden konnte.

Die Dorflute konnte man sich äußern hören: „Na, diese Frau Annmarei regt sich! Ist ein sehr werkhaft und anschicklich Weibsbild, soll muß man ihr lassen. Und nächstens wird sie ihren Baschi sogar mit einer Jugend erfreuen — ei, wie wird der große, einfältige Bursch sich darob freuen, das sollt man sehen können!“ meinte man spöttisch.

Des glücklichen Vaters Freude kannte wirklich keine Grenze. Er hatte zuvor noch kein kleines Kind gesehen, wenigstens in der Nähe nicht — nein, das war zu niedlich, zu drollig! Er ward es nicht müde, das in der Wiege liegende hübsche muntere Ding anzulügen und über dessen Zappeln und Schreien vor Lachen sich schier auszuschütten. Allzugerne hätte er das liebliche zarte Geschöpfchen auch auf die Arme genommen, allein er wagte es nicht, fürchtend, in seinen derben rauhen Händen möchte demselben Schmerz oder Schaden geschehen, und beschränkte sich darauf, das junge kleine Mädchen nur immerdar freudig anzustauen und mit zärtlichster Schonung zu küssen. Alles zum großen Ergötzen der jungen Mutter.

Es blieb bei dem einen Kinde. Der Vaterfreude des Pechbrenners genügte das eine vollkommen. Das erste Lächeln desselben — unser Baschi lebte der festesten Überzeugung, daß noch kein Kind auf dem ganzen Erdenrund je so lustig und wonnig gelächelt hatte. Und als mit der Kleinen die ersten Gehversuche veranstaltet wurden, und jene mit den dicken Beinchen so drollig auf der vorgelegten Wolldecke herumstrampelte und dazu munter krähte, da lachte der große Mann so laut und belustigt, daß darob das gewaltige Rauschen des nahen hochangeschwollenen Bergbaches verstummierte.

Er ließ sich von den weichen Patschhändchen die rauhe Wange streicheln und je nach Laune jung Zuschnens von ihr sich auch den langen Vollbart übermütig rausen und zerzausen, und was er dabei empfand, war eitel Lust und die große väterliche Freude.

Mit verdoppeltem Eifer durchstrich er von früh bis spät die Wälder, hackte mit vermehrtem Fleiße die Kien-späne heraus und schleppete oft die beinahe unmenschliche Last auf jähnen rauhen Wegen mit größter Kraftanstrengung mit nach Hause, freute sich des sich mehrenden Gewinnes, seines lieben Weibes und vorzüglich seines Kindes willen. Er ließ es sich nicht verdrießen, neben seiner schweren Arbeit noch junge Waldblümlein, Blüten-kätzchen, Beeren, Buchnüsse und Eicheln zu sammeln, um damit jung Zuschen zu erfreuen. Sogar ein junges Eichhörnchen brachte er eines Herbsttages mit nach Hause und sperrte es in die Trille ein, damit die Kleine sich an dem muntern Wesen desselben ergözen könnte.

Am Kirchweihfest war er es, der an Seite seiner Annmarei ins Dorf hinunterschreitend, das hübsch geputzte Kind auf den Armen trug und hocherhobenen Kopfes nach links und rechts schaute in die Häuser hinein, als wollte er sagen: Gelt, Ihr Leut, welch dolle Frau ich habe, und erst das Kind — solch schönes Kind habt Ihr wohl noch nie gesehen, he?

Von der Kirche ging's ins Wirtshaus, wo es ihm gelang, das geliebte Kind mit süßen Kuchen, trotz allem Abwehren seiner sehr verständigen Frau beinahe krank zu füttern und sich selbst an dem ungewohnten starken Getränke einen kleinen Affen anzutrinken, alles aus lauter Gatten- und Vaterglück, so daß er auf dem Heimweg, halb zum Verdrusse, halb zum heimlichen Er-götzen Annmareis, ordentlich schwankte und einen vergnüglichten Freudenrauchzer nach dem andern ausstieß. Ach, es war ja alle zwölf Monate bloß einmal Kirchweih, und es gab das übrige lange Jahr aus für den Pechbrenner der Mühen und Sorgen genug! so dachte schließlich die Baschin, und sah ihm den Rausch gütigst nach und bereitete ihm, zu Hause angelangt, noch einen herrlich duftenden Kaffee und hat ihm ein mächtig Stück Zucker darein nebst einem Gläschen Wildkirschengeist, was alles ihn wieder zurecht kurieren sollte ...

Den Glücklichen vergehen die Jahre sehr rasch.

Ehe seine Eltern sich dessen recht versehen hatten, war klein Zuschen schulpflichtig geworden. Und als es zu Hause das ABC auf die Schiefertafel malte — „guck, guck, das gescheite Herzchen!“ rief Vater Baschi voller Freude und Bewunderung. Er gedachte seiner eigenen Jugendjahre, da ihm, dem armen ungeschickten Schüler, das Lernen so viel Mühe und Pein verursacht hatte ... Die Kleine, sagte er sich, schlägt halt ihrer gescheiten und gelehrteten Mutter nach — gut so, desto besser! —

Bein Jahre später.

Sie waren an unsren Wannenschlucht-Gehleuten nicht ganz spurlos vorüber gegangen. Während Frau Annmareis Aussehen mehr und mehr die alternden Tage verriet, hatte ihres Mannes Gesicht die große Ahnlichkeit mit der zerklüfteten und wetterharten Rinde jener Waldbäume gewonnen, aus deren Stämmen oder Wurzelstöcken er sein glänzendes, speckiges Kienholz herauszuhacken pflegte; auch ging er, wohl die Folge seines vielen schweren Lasttragens, ein wenig gebückt einher. Im übrigen war er immer noch derselbe kräftige und werkhafte Mann geblieben, und so oft auch seine Frau ihn abzuhalten suchte: „Lug dir die schlechte Witterung an, Baschi! Bleib' heut' lieber zu Hauß, wir haben ja, Gott sei Dank, das Nackern nicht mehr so notwendig!“ — er konnte von der Gewohnheit nicht lassen, ging trotz Wind und Wetter in seinen lieben Forst hinaus, schier Tag für Tag.

Er konnte in gewissen Dingen so eigenständig sein, oft zu seinem Schaden. Frau Annmarei wußte namentlich von zwei solchen Fällen zu erzählen... Einstmals war ihm, dem Pechbrenner, eine im Walde verborgene gehaltene Art — eine wegen ihrer Schneidigkeit geradezu unübertreffliche sogenannte Morschwiler-Art — abhanden gekommen, und sowohl die Fußspuren im frischgefallenen Schnee als andre Anzeichen deuteten darauf hin, daß der schon längst in schlimmem Rufe stehende Mauser-peter der Thäter gewesen sein möchte. Was thal unser Baschi? Er begab sich, da der Mann gerade ausgegangen, direkt in dessen Hauß, durchsuchte — ohne auf das Protestieren und Schreien der Mauserin zu achten — alle Winkel desselben, und richtig, im Hinterkammerlein, unter alten Lumpen verborgen, fand sich das vermißte Schneidewerkzeug, welches er auch alsbald behändigte und sich mit demselben von dannen mache. Er konnte sich des fernern nicht enthalten, den Mauser öffentlich mit „elendigen Schelm“ (Dieb) zu titulieren. Dafür mußte er vor Gericht erscheinen. Wer stiehlt, glaubte er zu seiner Verteidigung vorbringen zu müssen, wird man doch einen Dieb nennen dürfen, wie? Der Gerichtspräsident jedoch belehrte ihn aus dem Gesetzbuche eines andern und riet ihm, „zurückzureden“. Und da unser Baschi in seiner Verstocktheit sich dessen entschieden weigerte, wurde er zu einer zwar kleinen, doch ihm immerhin als ungerecht erscheinenden Geldbuße verfällt. Das hatte zur Folge, daß er dem Mauser, welcher ihm beim Weggang aus der Gerichtsstube eine höhnische Grimasse schnitt, drunter im Korridor auflauerte und ihn zornig durchprügelte. Und obgleich Gerichtspersonal und Polizei den Spektakel gut hören konnten, kein Bein kam herbei, um dem Mauser beizustehen, vielmehr hieß es hinter den geschlossenen Thüren: Geschieht ihm schon recht, hahaha!

Er konnte in gewissen Dingen so eigenständig sein und sogar recht böse... Das war am Kirchweihfeste, das er wiederum mit seiner Frau Liebsten mißfeiern gegangen. Sie beide saßen vergnügt und friedsam am Wirtstische, da glaubte der an ihnen vorbeigehende fürwitzige Krummwegbauer, unsren einfältigen Pechbrenner zur Belustigung der Gesellschaft ein wenig hänseln zu müssen. „Guck, Baschi“ sagte er, denselben unsanft am Nackenhaar zupfend, „hier hast du Pech drin!“

„Thut nichts!“ erwiderte jener mit gutmütigem Lächeln.

„Aber dort an den Fingern — sogar noch Harzslecken an den Fingern — ei, Baschi, was muß man sehen!“

„Besser Harz, als ungerecht Gut!“ lautete die trockene Antwort. Damit hatte er aber, ohne sich dessen eigentlich bewußt zu sein, eine arge Stichelei verübt, wohl erkennlich an dem unterdrückten Geficker der Tischgenossen, sowie an der Zornesröte, welche dem Großbauer plötzlich zu Gesichte gestiegen. — „Was sagst du da, du Pechlümmer, du dummes Kindviech!“ rief der Krummwegler außer sich, und den also Gescholtenen unsanft beim Kragen fassend. Das war von ihm sehr unklug gehandelt. Denn trotz allem Abmahnens seiner lieben Frau Annmarei: „Ah, Baschi, ich bitt', halt an dich, sei du der Gescheitere!“ und trotz ihres eifrigen Abwehrens — es fruchtete alles nichts, der Baschi war nun einmal wild geworden, sein Angreifer bekam eine solch wichtige Handschelle hinters Ohr, daß er taumelnd dahinstürzte... Ja, es kostete die Frau Annmarei nicht wenig Mühe, ihren empörten Mann vor weiteren Gewaltthätigkeiten abzuhalten. Und die Leute wußten nun zur Genüge: Mit dem Baschi ist nicht immer gut spaßen!

Zu Hause jedoch war und blieb er der friedfertigste und folgsamste Gehmann, den es nur geben konnte. Er hatte es sich angewöhnt, in allen Dingen auf die Meinung seiner gescheiten und sehr sachverständigen zartern Hälfte zu hören und seinen Willen stets dem ihrigen unterzuordnen; sie war es, welche seit anderthalb Dutzend Jahren die Ministerien des Innern, der Finanzen, des Handels und der auswärtigen Angelegenheiten in ihrer Person vereinigt hatte, ohne je Opposition oder Abberufung befürchten zu müssen. Und wie trefflich das Hauswesen dabei gediehen war, konnte man auf den ersten Blick erkennen:

Die Bergwiese war durch vorteilhaften Ankauf um mehr als die Hälfte vergrößert und zu einem sehr abträglichen Landstück verbessert worden.

Statt des magern Geißleins stand im Stalle eine wohlgenährte Milchkuh, dabei ein vielversprechendes munteres Zuchtkalb. Der neu gebaute Hauskeller, mit Obst und Gemüsen aller Art angefüllt, im Stauchfang sogar ein geschlachtetes Schweinlein — was konnten unsere genügsamen Leutchen sich noch mehr wünschen?

Ihr größter Reichtum jedoch und wohlberechtigter Stolz bestand in — Zuschen.

Wär zählte das Mädchen kaum seine sechzehn Lenz und war einer Rosenknospe vergleichbar, erst im rechten Entfalten und Erblühen begriffen. „Und doch — ist es nicht zum Erstaunen,“ sagten die Leute, „wie aus häßlichem knorrigem Holze solch ein hübsch Edelkreislein hat entspringen können?“

Frau Annmarei meinte: „Da hätten sie mich, als ich in diesen jungen Jahren stand und eh' mich die häßlichen Blättern entstellt hatten, kennen sollen . . .“

Das junge Mädchen war einem Bienlein vergleichbar, so flink und eifrig tummelte es sich in Haus und Garten, wußte überall etwas zu ordnen und zu schaffen und ihrer Mutter bei den mannigfaltigen Arbeiten beizustehen.

Vergleichbar auch dem Waldvögelein oder der muntern Verche, so sang und tiriserte es von morgens bis abends bei jeglicher Hantierung und in unzähligen, meist selbst erfundenen Weisen, so daß manch einer, der auf der in weitem Bogen unterhalb der „Wanne“ vorbeiführenden neuen Bergstraße dahinwanderte, verwundert ausschaute zu des Pechbremers Häuschen empor.

Und so kindlich naiv . . . „Mutter,“ sagte es eines Tages, als sie sich in Abwesenheit Vater Baschis an den Mittagstisch setzten, „also nur Suppe und Kartoffel? Ach Mutter!“

„Gib dich zufrieden, Kind, hier kommen ja noch Zwetschen.“

„Ah, Zwetschen mit Zucker gekocht, die lieb ich so sehr!“ jubelte Zuschen, indem es sich wollüstig das zierliche Fingerchen leckte. „O die Reichen haben's doch gut, Mutter!“ fuhr es während dem Essen plaudernd fort. „Dürfen sich alle Tag gezuckerte Zwetschen gönnen und wohl gar noch Pfannkuchen und Eierklöße und andere herrlichen Dinge mehr! Und erst die schönen, feinen Kleider! Das junge Schloßfräulein z. B., das wohl noch jünger ist und viel kleiner als ich, trägt, wenn's ausgeht — erst gestern, als ich beim Krämer gewesen, hab' ich's durchs Dorf spazieren gehen sehen, von einer Madam und dem großen dünnleibigen Hund begleitet — also das kleine Fräulein trägt sogar des Werkeltags ein kostlich hell Spitzenkleid und am Hals den glitzernden Schmuck und glänzende Handschuhlein an den Fingern, und braucht, wie der Gierlene ihr Lieschen mir berichtet, jahraus und ein gar nicht zu arbeiten, sondern nur zu thun, was ihm gefällt — o ich wollt', Mutter, ich wär' ebenfalls so ein reiches Schloßfräulein, dann wollt' auch ich spazieren gehen und alle Tag Pfannkuchen und gezuckerte Zwetschen essen — ein reiches Schloßfräulein, natürlich mit dir als meine liebe, fürnehme Schloßmama!“ verbesserte es sich schmeichelisch.

„'s ist aber ein sehr einfältiger Wunsch!“

„Einfältig? Wie so, Mutter? Haben doch die Reichen, wie der Gierlene ihr Lieschen sagt, das Himmelreich schon hier auf Erden.“

„Oder auch die Höll, je nachdem sie's treiben!“

„Wie so, Mutter, bei all den Herrlichkeiten und guten Sachen?“

„Höre, Kind, bei aller Herrlichkeit und allem Neuerflug kann man doch innerlich ein höchst armseliger und unglücklicher Mensch sein, weil dem Herzen der Friede und die Genügsamkeit mangelt, oder, wie unser seliger Vikar so wahr gepredigt, die Tugend . . . Ich hab' einen Herrn gekannt — hab' sogar in seinem Hauß gedient — der hat auch den großen Reichtum besessen und alle Genüsse gehabt, die sein Herz begehrte. Bloß ein Wunsch blieb ihm unerfüllt, ein höchst einfältiger, ehrgeiziger. Und darum ist er nach und nach gänzlich verrückt worden und eines Morgens hieß es: ‚der Herr ist gestorben‘; das Wie aber wurde vor den Leuten hübsch geheim gehalten.“

„Ach herrje!“ rief Zuschen mitleidig aus. Mutter Annmarei jedoch fuhr, die übrig gebliebenen Kartoffeln schälend, in lehrhaftem Tone fort: „Du hast von der Welt noch gar wenig gesehen, Kind, sonst würdest du über das sogenannte Glück der Reichen ganz anders urteilen. Ich sage dir, mit jenen Leuten ist es so: Zufit weil sie alle Tag Feiertag haben, nicht arbeiten müssen und nur genießen können und alle Hoffart treiben, finden sie an all dem Glanz und dem Genuss gar bald keine rechte Freude mehr, fühlen niemals den guten gesegneten Appetit, näßen¹⁾ nur so eigelig²⁾ und mißmutig in den herrlichen Platten herum und haben tausend eingebildete Krankheiten. Wie herrlich schlafen dagegen wir Bauern- und Handwerksleut nach des Tages Arbeit auf unsfern harten Lagern, wie trefflich mundet uns der Bissen Schwarzbrot, wie freuen wir uns auf den Sonn- und Feiertag, auf ein einfältig neu Kleid, auf eine bessere Mahlzeit, wie sehr viele Wochen lang auf die Kielbe oder andern hohen Festtag, auf die Butterküchlein oder den Küngelbraten³⁾, auf ein Glas Wein oder andere Seltenheiten! Arbeit — so sagte schon mein seliger Aetti — Arbeit macht das Leben süß, erhält uns froh, gesund und tugendhaft. Während diejenigen, die weder arbeiten können noch mögen, arme, bedauernswerte Geschöpfe sind; denn etwas muß der Mensch doch thun, ist's nichts Gutes, ist's was anders, er gerät vor lauter Langeweile gar leicht auf sündhafte Abwege, und wenn er stirbt, muß er auf ein nutzloses, verlorntes Leben zurückschauen und mag dann zuschauen, wie's ihm drüber ergeht, wo der himmlische Vater ihn fragen wird: Sag' an — zeig' mal her, was hast du mit deinem Talent

¹⁾ wählen. ²⁾ wälerisch. ³⁾ Küngel = Kaninchen.

gethan? ... Drum wollen wir die Reichen nicht beneiden, noch unserer rauhen, sonnverbrannten Hände uns schämen — die Müßiggänger sollen ihre feinen weißen Fingerchen nur in ihre Handschuhlein verbergen, sie thun gut daran!" schloß Frau Annmarei, sich vom Tische erhebend, ihre inhaltsvolle Rede.

Und Zuschen, welches ihr andächtig und sinnend zugehört hatte, meinte nach einem Weilchen: „Ja, da magst du wegen dem wahren Glück wohl recht haben, Mutter!“ Und gleich darauf finden wir das sehr hübsche junge Mädchen wieder im Gärtchen draußen mit dem Versezeln ihrer Blumen und Aufbinden der Beerensträuche beschäftigt, dazu fröhlich trällernd und singend mit den Waldvöglein droben im Busche um die Wette. Und nachdem auch ihre Mutter mit Grabschaufel und Rechen sich zu ihr gesellt hatte: — „Morgen ist Sonntag," begann Zuschen munter, „morgen darf ich mein neues Strohhüütchen aufsetzen, gelt, Mutter! Sag' ja, Mutter, ich bitt!" schmeichelte es. Wie hätte jene widerstehen können?

Spät abends kehrte Vater Baschi von seinem weiten und beschwerlichen Häufigergange zurück, müde und sehr hungrig, wie er sagte. Und nachdem er die vorgesetzte Schlüssel Erbsenmus bis auf den Grund aufgegessen, eine Tasse Milch darauf getrunken und sich behaglich den härtigen Mund gewischt, zog er aus der Brusttasche seines Zwischlkittels eine abgegriffene und arg beschmutzte lederne Brieftasche, die er auf dem Heimwege auf der Landstraße aufgefunden hatte.

Zuschen rümpfte voller Ekel das zierliche Stumpfnäschchen, und selbst Frau Annmarei meinte geringhschäzig: „Das Ding hättest wohl jemand anders zum Aufheben überlassen dürfen, Baschi!"

Jener aber sagte mit geheimnisvollem Lächeln: „Lug erst, was darin stecken thut! Hier in diesem Fach die ganze Buschel Geldzettel¹⁾ — siebst?" — und er begann zu zählen und zusammenzurechnen: „zweitausendsiebenhundert Franken — ist das nicht ein förmlicher Reichstum, he? Damit könnten wir uns ja des Kirchmeiers Bergwäldchen, das hart an unsere Hoffstatt stößt, ankaufen und bar berappen."

„Oder des Tannhöfers Bergwies²⁾!" meinte Frau Annmarei, deren Blick immer wie lüsterner an den bunten wertvollen Papierchen haftete.

„Und uns allen neue kostliche Kleider und die Unzahl schöner Meyenstücke, wie des Krämers deren vor dem Hauf³⁾ auf zierlichen Bänkchen²⁾ stehen haben, so prächtig anzulügen!" glaubte Zuschen vorschlagen zu müssen.

Da war es Vater Baschi, welcher sich zuerst des Umstandes erinnerte: „Aber haben wir auch das Recht, die Dingerchen zu behalten? Wär's nicht die schwere Sünd, sozusagen ein Diebstahl?"

Und Frau Annmarei mußte seufzend beipflichten. „Ach ja, du hast recht, Baschi, wir dürfen's nicht behalten, sondern müssen's dem rechtmäßigen Eigentümer zurückzustellen trachten."

In der Brieftasche fanden sich auch Briefe mit der Adresse „M. Herz, Viehhändler", sowie einige auf denselben Namen ausgestellte sogenannte Viehgesundheitsscheine.

Des folgenden Morgens — es war ja Sonntag — machte sich Vater Baschi frühzeitig auf den Weg nach dem nahen Städtchen hin, wo, wie ihm bekannt, jener reiche Viehhändler seinen Wohnsitz hatte.

¹⁾ Banknoten. ²⁾ Blumenständner.

(Schluß folgt).

Aloys Redings Abschied.

(Zu dem Bild von Beckesser.)

Mit stolzer Freude hängt das Schweizerherz an den glänzenden Kriegsergebnissen von Schindellegi und Rothenthurm im Unglücksjahr 1798, wo eine kleine Schar entschlossener, freiheitsliebender Schweizer dem großen Heer der „Franken" so bewundernswerten Widerstand entgegen setzte.

Unter den Helden dieser Ereignisse ragt vor allen hervor jener (wie Bischöfle ihn uns schildert) „schöne schlanke Mann im blauen Frack; ein Blondkopf, selbst die blauen Augen von blonden Wimpern beschattet; in den angenehmen Gesichtszügen Ausdruck von Edelstimm und gutmütiger Biederkeit, der das Herz gewann", jener brave Militär, der, tiefes Leid über den Verlust seiner jungen Gattin im Herzen, in der Verteidigung des Vaterlandes Trost und Befriedigung suchte — Aloys Reding.

Einen ergreifenden Moment aus dem Leben dieses wackeren Eidgenossen hat der Künstler zur Darstellung gebracht.

Es war am Morgen des 1. Mai 1798. Nach dem titanenhaften Versuch, durch Ausfälle die von französischen Bajonnetten gebrachte helvetische Republik zu Falle zu bringen, hatten die Schweizer sich zum Rückzuge genötigt gesehen. Sie hatten sich auf die Verteidigung von Haus und Heim beschränkt. Auf dem Fuße waren ihnen die Franzosen gefolgt und hatten Wollerau

und Pfäffikon genommen. Gegen den Zürchersee auf der einen, den Aegerisee auf der anderen Seite, waren die Schweizer Posten aufgestellt. Reding hatte diese eben noch besichtigt und Alt und Jung fest entschlossen gefunden, für Vaterland und Freiheit Gut und Blut zu lassen. Bevor er nun selbst zum Kampfe auszog, nahm er Abschied zu Hause, empfing, auf den Knieen vor seinem Vater liegend, den Segen des ehrwürdigen Greises und ging dann zum versammelten Volke, es zum Kampfe zu entflammen.

Diese erhabende Scene veranschaulicht uns hier der Künstler. Wir sind an bekannter Stätte, vor dem Redinghause in Schwyz; im Hintergrunde die Mythen, das Wahrzeichen des Ortes, und die St. Martinskirche. Zur ernsten, feierlichen Handlung sind die Familienlieder (zu der auch das Gefinde gehört), Rührung auf den Gesichtern, herausgetreten. Hinter Reding stehen seine kriegerischen Begleiter, um die Standarte gehart, alle ernst und gehoben, ganz gefesselt von der Würde des feierlichen Aktes. Nur einer kann sich nicht enthalten, den Kopf abseits nach einem liebenden Gesichte zu lehnen, von dem für immer sich zu trennen, ihm schwer fällt. Aber alle sind kämpfbereit; auf aller Lippen schwelt schon der Ruf: „Wir fliehen nicht; wir sterben!"

Prof. Dändliker, Küsnach (Zürich).